Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

**Band:** 12 (1922)

Heft: 34

**Artikel:** Josef Werner

Autor: [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-644799

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



J. R. Süssli : Josef Werner, Anna Wasers Lehrer.

baut er feinen Tunnel, sondern eine fühne Brude, die sich recht wie ein Symbol siegreichen Könnens über ein wildes, tiefes Tal wölbt. Wenn er drunten beim ungestümen Flusse steht und hinaufschaut an dem wohlgeordneten und wohlberechneten Riesenfächergewirr von Geruftbalken, dann scheint ihm der Bogen so hoch wie ein Regenbogen ber Bersöhnung und des neuen Bundes. Er ift seinem Chef dankbar, daß er ihm diese Arbeit gegeben hat. Aber auch Martha hat alle Hände voll zu tun. Sie hat große, saubere Schlafbaraden für die Italiener eingerichtet, Trodenräume und Wäschereien für die Rleider, Musterfüchen, die die appetitsichsten Gerüche auf den Bauplat schiden, und Schneidereien, wo alles Zerriffene und Berlöcherte geflickt wird. "Die Italiener sind ja auch Menschen," pflegt sie zu sagen. Der Chef hat zuerst den Ropf geschüttelt. Sans aber hat sie machen lassen. Und der Segen des Frauentums zeigt sich schon. Er hat noch nie so willige und fleißige Arbeiter gehabt.

So ist ihr Glück. Franz und Rösli aber leben, als lebten sie ganz allein auf der Welt. Sie sind immer beisfammen. Er denkt nur an sie, sie nur an ihn. Wenn er schwach ist, macht sie ihn stark; wenn er stark ist, schenkt sie ihm noch ihre Kraft dazu. Was er malt, malt er für sie. Aber wenn die Vilder in die Stadt kommen, dann zeigt es sich, daß er sie doch für alse Menschen gesmalt hat. Und die zwei begreifen, daß man auch ganz in sich selber versunken immer für die andern schafft. Und diese Gewißheit nehmen sie gerne hin als eine Vereiches rung ihres Glücks.

Vater Blumer ist mit seiner Erfindung noch nicht ganz fertig. Bielleicht wird er überhaupt nicht mehr mit ihr fertig werden. Dann muß eben ein anderer darüber nachbenken, wie die Staatsbeamten überflüssig gemacht werden können. Er nimmt die Erfindung offengestanden auch nicht mehr so ernst wie früher. Er muß jest nämlich einen Enkel hüten. Und so ein Enkel scheint ihm auch gar keine üble Erfindung zu sein.

Rösli ist gleicher Meinung, denn erst durch seine Geburt ist sie gang erlöst worden.

## Josef Werner.

Bern ift im Bergleich ju andern Schweizerstädten von Bedeutung arm an großen Rünstlertalenten, die mit ihrem Ruf über die Grenzen der engern Seimat hinaus reichten. Der Künstler, von dem hier furz die Rede sein soll, ist eine recht ungewöhnliche Erscheinung im bernischen Runftleben. Er hat sich im Auslande mit jungen Jahren schon Ruhm erworben und ist dann in die schöne, aber funstfarge Vaterstadt zurückgekehrt, um nach wenig erfolgreichem Aufenthalt wieder ins Ausland zu verziehen und dort zu sterben. Nur wenige Erinnerungsstude sind Bern von der glanzenden Künstlererscheinung geblieben. An der gegenwärtigen Bilderschau unseres Runstmuseums kommen diese Erinnerungsstüde erstmals gebührend zur Geltung: einige Por= träte, darunter ein Selbstporträt aus jungen Jahren und ein großes allegorisches Wandbild, das ehedem als Geschenk des Malers die Wände des Berner Ratsaales schmukfen half. Diese Gemälde sind zugleich eine Erinnerung an eine interessante längstvergangene Runstepoche. Die Runst lag am Ende des 17. und anfangs des 18. Jahrhunderts noch vollständig in den Fesseln der Antike. Alle Darstellungen, namentlich die feierlicher und repräsentativer Art, gingen von antiken Vorstellungen aus. Das griechische Schönheitsideal beherrschte die Formen. Die Requisiten und Embleme waren dieser weitentlegenen Rultur entlehnt. Sehr bezeichnend ist für diesen Runststil das genannte Wandgemälde Werners. Wir geben hier die Beschreibung wieder, die Maria Waser als geubte Rennerin der bernischen Runstgeschichte jener Epoche von Werners Bild in der "Schweis" (1914 S. 427 f.) gegeben hat in ihrem Auffat über Anna Waser, der berühmten Schülerin des Berner Meisters: "Es stellt die Gerechtigkeit dar, die das Laster bestraft, und ist so recht bezeichnend für Werners eklektische Runft, seine vir= tuose Malweise, seine theatralische, auf die Allegorie gerichtete Art. Das stark nachgedunkelte Bild zeigt vor samtgrünem Sintergrund in der Mitte thronend die Gerechtig= feit mit verbundenen Augen, mit Wage, Schwert und Gesehestafel, unter ihrem hellblauen perlenbesetten Mantel die lammfromme Unschuld bergend. Vor ihr, über die Thron= stufen hinuntergestürzt und von einem bligeschleudernden Butto verfolgt, die überwältigte Missetat im Wolfspelz,



Josef Werner : Allegorie auf die naturwissenschaften.

beren Händen der Apfel der Berführung, der Pfeil der Berleumdung, der Dolch der hinterlistigen Gewalt, der Spiegel des Hochmuts und das Gold der Bestechung entgleiten.



Josef Werner (1637-1710) : Die Gerechtigkeit bestraft die Missetat (1683). - Original im Berner Museum (aus dem Rathaus).

Bon links und rechts eilen mit Lorbeer und Arone die als französische Theater-Minerva gegebene Weisheit und die Wahrheit herbei, und mit aufrauschenden Gewändern naht die beräuchernde Dankbarkeit. Der Geist des ausgehenden 17. Jahrhunderts hat einen mächtigen Anteil an diesem geschickt komponierten, pathetischen und zierreichen Gemälde, darin mangelnde Originalität sich so pompös mit fremdem Anleihen umkleidet. Daß unter all den italienischen, französischen und antiken Reminiszenzen die kleinen Bären im Barockschmuck des Thronselsels allein den Jusammenhang mit der Baterstadt herstellen, ist bezeichnend genug, weniger vielleicht für Werner schöft, der als reichtich interessanter und besonderer Mensch geschildert wird, als für seine Zeit, deren Geist er sich offenbar weder entziehen konnte noch wollte."

Josef Werner wurde am 22. Juni 1637 als Sohn des Flachmalers gleichen Namens in Bern geboren. Schon mit 12 Jahren Schickte ihn der Bater zum Mathematiker Mener nach Basel, der ihn in den Sprachen und in der Mathematik unterrichten sollte; mit 13 Jahren trat er bei Maler Matth. Merian in Frankfurt in die Lehre. Der Meister fand ihn schon nach vier Jahren reif genug für Rom. Darum schickte er ihn als Begleiter eines reichen Franksurters auf die Reise nach Italien. Im Jahre 1654 bereiste Werner einen großen Teil Italiens und bei verschiedenen Meistern arbeitete er als Schüler, so bei Pietro Berrettini, mit dem er durch Freundschaft verbunden war. Bald bekam Wer= ner in der Miniaturmalerei, der er sich damals fast ausschließlich widmete, so große Runstfertigkeit, daß sein Ruf sich ausbreitete und daß er von hohen weltlichen und geist= lichen Würdeträgern Aufträge in Fülle bekam. Sein Ruhm drang auch nach Paris und verschaffte ihm einen Ruf Lud= wigs XIV., der ihn als Hofmaler begehrte. Ende 1662 reiste er von Bern ab nach Paris. Dort schuf er für den "Sonnenkönig" und andere hohe Besteller eine ganze Reihe antitisierender Allegorien und Mythen. Nach fünf Jahren schon war er des Hosebens satt und er begab sich nach Augsburg, wo er sich mit Susanna Meyer verheiratete. Hier malte er für die Fugger Bildnisse und historische Gemälde und bald bekam er auch vom Münchener Hof Aufträge. Er mußte der Kurfürstin Mineaturen und dem Kurfürsten größere Gemälde erstellen. Borübergehend war er in Insport, um ein für den Kaiser bestimmtes Bildnis der Erzsherzogin Claudia Felicitas zu malen. Auch nachher beschäftigten ihn Aufträge der Höse in Wien, München, Durslach zc. Doch Werner war nun des Herumreisens müde. 1682 kehrte er, 45 Jahre alt, nach Bern zurück.

Bier fand der berühmte Rünftler aber wenig Anerfennung. Ein für zwei Gemälde verlangtes Sonorar von 70 Dublonen marktete der Berner Rat auf 50 hinunter. Da die genügenden Aufträge ausblieben, gründete er in seinem Sause eine kleine Malakademie. Er hatte sich recht stattlich eingerichtet mit einer Sammlung von Runftgegen= ständen aller Art, darunter eine reiche Medaillen= und eine Büchersammlung, die den Zeitgenossen als außerordentlich bemerkenswert vorkam. Seinen Akademieschülern bot er "Tisch und Lager, Hausmannskost mit einem Gläslein Wein, samt einer getreuen Unterweisung in allem und zu allem, was sie versangten, zu der Maleren gehörigem und anderm wolanständigem;" so berichtet ein Brief von Werner (zietert nach M. Waser). Anna Waser, die frühreise und und frühvollendete Zürcherin — ihr Lebensbild hat Maria Waser in einem feinen Romane rekonstruiert — Abam Mörifofer und der Berner Wilhelm Stettler waren seine bedeutendsten Schüler.

Bon Werners Arbeiten in seiner zweiten Berner Zeit ist außer dem oben beschriebenen und einer andern, die Naturwissenschaft darstellenden Allegorie, die auch dem Runstmuseum gehört, fast nichts mehr in Bern geblieben.

Die meisten Bilder sind aus Berner Privatkabinetten ins Ausland verkauft worden. Erhalten ist uns das Bildnis des Dekans Hummel und, wie oben erwähnt, ein Frauenbisdnis und ein Selbstbildnis.

Im Jahre 1696 folgte Josef Werner einem ehrenvollen Ruf des preußischen Ministers Dankelmann als Leiter der neuen Akademie nach Berlin. Mit diesem Amte verbunden war die Aufsicht über die Häuser, die Malereien, "Tapehereien" und die Kuriositäten-Kadinette des Kurfürsten. Doch erslebte Werner schon nach kurzem Enttäuschungen, die ihm das Amt verleideten. Er kam aber erst 1707 zur Aussühlerung seines Entschlusses, von Berlin wegzuziehen. Werner starb 1710, offenbar nicht in Vern.

Bon seinen Werken sind in Augsburg eine "Bersuchung des hl. Antonius", ein "Abendmahl" in der dortigen Kreuzstirche, die "Gewinnsucht" in der alten Pinakothek in Münschen, "Tobias, den erschlagenen Iuden begrabend" in Wien, zwei Miniaturen in Berlin. Einige seiner Porträts und Gemälde werden von bekannten Kupferstechern gestochen.

### Der Wald.

Von Rudolf Riesenmen.

Dort im Wald in der unberührten Stille klingt versnehmlicher uraltes und geheimnisvolles Raunen: ein Lied, das der Wind in den Baumkronen harft, dem das Knacken trockenen Holzes oder das Pinken scheuer Regentropfen in Laub, verstreuter Lockruf von Bögeln, lustiges Schwirren der Insekten Bealeitmusik spielt

der Insetten Begleitmusik spielt.

Waldwanderung: Da ist kein Gedanke, der nicht irgend Gestalt nehmen, in überraschender Erscheinung vor uns aufstehen könnte. Märchenerinnerungen aus Jugendtagen umsslattern den Pfad. Da sprudelt unter lichtgesprenkelter Wöldung des Blätterdachs ein Waldquell, ein Ast knickt irgende wo unter der Dickung des Gehölzes. Ein Zauber wirkt unter der Ruppel der goldgrünzgespannten Bogen, zwischen den mächtig ragenden Pfeilern bemooster Stämme. Im würzigen Laubgeruch, im leisen Wehen der Wipfel tritt das Märchen zu uns mit seinen seuchtenden Rätselaugen. Und es hat in sich alles Wesen des heimatlichen Waldes aufgefangen: die Herbe seines Duftes, das Dämmerdunkel seiner weiten Räume; die Klarheit des plätschernden Quells, die Hellstimmigkeit des Bogelrufs, die ganze Kraft und anmutende Feierlichkeit der unverfälschten Ratur.

Es ist ja nichts anderes, als der Ausdruck unserer Sehnsucht über den grauen Alltag hinaus zu Licht und Freudigkeit, aus der Enge klugen, vernünftigen Tuns, zur Weite und Freiheit von Schauen, Empfinden und Genießen. Stunden kehren zurück von denen die Ferne alle Erdenschwere ablöste, daß sie nun in klarer Reinheit vor uns erscheinen. Da sind Waldwinkel, entlegene Wiesen, schattige Hänge und Halten, die sich selksam dem Erinnerungsgefühl verquicken. Kleine Zufälligkeiten des Erlebens erstehen wieser, ein Sonnenuntergang etwa am Waldrand, da Gewölk in Feuerflammen verglomm, heimkehr nach einer Wansberung, ein Gebinde buntblühender Waldblumen in der Hand, einen lustigen Strauß am Hute...

Die Stadt in der Tiefe hastet, schristt und braust, an Hängen auswärts klimmen in ihrer umzirkten Regelmäßigkeit die Felder. Dunkel über die Berghöhen aber ragt der Wald, wie eine Wolke über der Fruchtbarkeit des Tales. Er steht als Wahrzeichen einer ewigen Sehnsucht...

# Der Tod des Kapitäns.

Mitten auf dem Dzean war ihm das Unglüd zugesstoßen. Ein Wirbelsturm hatte den Dampfer in seinen satznischen Tanz gerissen. Die Nacht war finster, die Heimattüste fern. Schwer donnerten die Wogen auss Verdeck; bis zur Rommandobrücke hinauf schleuderten sie ihren Gischt, wo er aufrecht stand, mit klarem Ropf und ruhigem Blut,

wie seit vielen Jahren. Da kam eine Meldung von unten: Maschinendesekt! Er wendete den ergrauten Kopf vom Sprachrohr, schrie seinem Assistenten ein Wort ins Ohr und ging hinunter, um selbst nachzuschauen. Bei seinem Abstieg erloschen die Lichter des Schiffes, dis auf einige Notlampen, die nicht von der Turbine her gespeist wurden. Ein Fehltritt ließ ihn stürzen und eine gerade daherzrollende Woge schleuderte ihn gegen den Sociel des nächsten Kamins.

Das Wüten der Elemente steigerte sich noch. Es war, als ob sie triumphierten: Endlich haben wir dich, du Eisenbart! Einmal mußten dich unsere Fäuste zermalmen! Laßt sehen, laßt sehen, pfiff es durch das Gestänge und um die Masten, ob wir nicht das ganze Schiff zerbrechen und mit dir in die Tiefe reißen!

Aber das Schiff widerstand, denn auch es war ein Stüd Natur, und in sich trug es den geheimen Sinn des Lebens, das sich nicht ergibt, bevor alle Hoffnung verloren ist. Als die Not über die Brüstung grinste, an Ketten und Luden rasselte, da begann das Fünklein der Intelligenz zu spielen; es zündete in das Gliedergewirr der Maschine hinab und löste die Fesseln und Spannungen des Steuerapparates. Ein unüberwindlicher Streiter ist der Mensch, wenn ihn den Vernichtungswilse des Schickals nicht aus tückischem Hinterhalt überrascht.

Zwar war einer gefassen, der so oft den Kampf mit der Gewalt bestanden hatte. Der Kapitän sebte noch, aber er war in der Brustseite getroffen; eine innerliche Blutung hatte ihn geschwächt. Er war schon bald aufgefunden und auf sein Lager verbracht worden. Der Arzt bereitete Mixturen und legte Kompressen auf. Eine junge Krankenschwester reichte ihm auf seinen Wunsch Tee mit Rum.

Das Gros der Passagiere ersuhr vom Unfall des Kapitäns erst- am folgenden Nachmittage, beim Kaffeetisch. Es war stark von der Seekrankheit mitgenommen und lag lag lange mit halbgeschlossenen Augen in den Kabinen, hinter deren dicht geschlossenen Venstern das schäumende Seezungeheuer dahintobte. Der herandrechende Tag brachte einige Milderung der quälenden Angst. Und als endlich der schwankende Boden wieder kurze Gehversuche erlaubte, da gebrauchte man Zeit, sich im eigenen Kopf zurechtzussinden und sich aufzurichten am Gedanken, wie tapfer man selbst die "verkluchte Geschichte" mit überstanden hatte.

Wie nun die Runde von dem Ereignis die Runde machte, gab sich eine allgemeine Bestürzung zu erkennen. Obgleich nur wenige dem Verunglückten persönlich näher getreten waren, genoß er doch vielseitige Sympathien. Er war der "Schiffsvater", eine Benennung, die schon lange Rurs hatte und von einem Passagiervöskein auf das andere übertragen wurde und somit an Bord ständige Gestung hatte. Groß, wetterhart, mit gebräunten Wangen und dem prüsenden, aus kleinen klugen Augen leuchtenden Blick glich er einigermaßen dem alten Seebären der Kinderfibel. Zudem besah er, wie behauptet wurde, keine Familie und steuerte somit ohne näheren Anhang in der Welt herum. Dieser Umstand erhöhte noch die Anteilnahme an seinem Geschick, besonders auf Seiten der Frauen.

Das Wetter wendete sich völlig zum bessern. Ein schöner Maitag zog schimmernd über der noch leicht wogenden Fläche des Meeres herauf. Der Kapitän litt nicht sehr, er war nur schwach, schien leicht eingesunken und nahm außer Tee nichts zu sich. Die Schwester las ihm die einkaufenden funkentelegraphischen Nachrichten vor. Der Doktor sprach von der Tunlichkeit einer Sauerstoffeinspritzung.

Der Kapitän lehnte wortkarg in seinem Kissen und knurrte kurz dagegen:

"Das kennen wir — mit dem Sauerstoff! Ist aber nicht nötig, wird auch ohne das gehen!"

Um zweiten Tag nach dem Unfall, gegen Abend, verslangte er, an Ded gebracht zu werden. Sanz vorn, in der